

Peter Mentzel – Rastlos durch zwei Welten



© 2025 Peter Mentzel

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:
tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Deutschland

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede
Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die
Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Au-
tors, zu erreichen unter: Peter Mentzel, Smetanastraße 18,
01662 Meißen, Germany.

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung;
mentzelpet@gmx.de

Peter Mentzel

Rastlos durch zwei Welten

**Eine episodische Zeitreise durch
zweimal 35 Jahre gelebtes Deutschland**

Inhalt:

Prolog:		Seite: 7
Kapitel 1:	My Home Town	Seite: 10
Kapitel 2:	Erzgebirgswinter	Seite: 23
Kapitel 3:	Familie	Seite: 36
Kapitel 4:	Schule	Seite: 48
Kapitel 5:	Der Skilift	Seite: 63
Kapitel 6:	Der Infarkt	Seite: 73
Kapitel 7:	Die Band:	Seite: 86
Kapitel 8	Mädchen	Seite: 102
Kapitel 9:	Erfahrungen	Seite: 120
Kapitel 10:	Drei Jahre	Seite: 136
Kapitel 11:	Zukunft	Seite: 157
Kapitel 12:	Leipzig	Seite: 169
Kapitel 13:	Sylvina	Seite: 185
Kapitel 14:	Veränderungen	Seite: 204
Kapitel 15:	Meißen	Seite: 225
Kapitel 16:	Angekommen	Seite: 241
Kapitel 17:	Verwirrungen	Seite: 255
Kapitel 18:	Wandel	Seite: 269
Kapitel 19:	Revolution	Seite: 284
Kapitel 20:	Umbruch	Seite: 301
Kapitel 21:	Videoclub	Seite: 315
Kapitel 22:	Bruch	Seite: 333
Kapitel 23:	Jena	Seite: 345
Kapitel 24:	Back Home	Seite: 356
Kapitel 25:	Freunde	Seite: 370
Kapitel 26	Biker	Seite: 384
Kapitel 27:	Canada	Seite: 401
Kapitel 28:	Rückblick	Seite: 419
Kapitel 29:	Söhne	Seite: 434
Kapitel 30:	MGB	Seite: 444
Kapitel 31:	Gegenwart:	Seite: 455
Epilog:		Seite: 462
Zum Autor:		Seite: 466
Quellenverzeichnis:		Seite: 467

Prolog

Fünfunddreißig Jahre ist es her, als ein Herr Schabowski den Halbsatz murmelte: „...nach meiner Kenntnis ist das sofort, unverzüglich...“.

Das Unvorstellbare wurde Realität, bei vielen Leuten musste diese Äußerung erst sacken, andere begriffen schneller, setzten sich in ihren Trabi und fuhren zu den Grenzübergängen. Jeder durfte plötzlich in den Westen reisen, ohne Gefahr, sein Leben zu riskieren oder seine Familie in den Ruin zu führen.

Fünfunddreißig Jahre. Genauso lange lebte ich in der DDR.

Grund genug, um sich zu erinnern, wer ich in meiner Kindheit, meiner Jugend und im frühen Erwachsenenalter war und wie sich die Veränderungen während und nach der politischen Wende auswirkten.

Ich mag es nicht, wenn Dokumentationen, Filme oder Bücher das Leben in der DDR auf Stasi, Mauertote und fehlende Reisefreiheit heruntergebrochen wird

Kurz nach der Wende gab es noch lustige Filme wie „Go, Trabi, Go“, es wurde gelacht über die Macken der Bürger hier und dort. Später wurden die Storys immer düsterer. Man kam und kommt sich manchmal in der Gegenwart bei Fragen von Kindern oder Jugendlichen vor, als würden sie uns bedauern, weil wir in Kellern oder Höhlen hausen mussten und nichts vom Licht der Welt wussten.

Aber war unser Leben bis zum Jahr 1989 tatsächlich nur auf materielle Dinge wie Reisen, Autos und fehlende Luxusartikel beschränkt?

Nein, das war es nicht. Wir lebten als Kinder unbekümmert und fröhlich in unserer kleinen Stadt im Erzgebirge, hatten jede Menge Spielkameraden, wir tobten Sommer wie Winter im Freien und hatten Spaß an allen Dingen, die für uns wichtig waren. Wir gingen zur Schule, lernten, machten

Blödsinn, veralberten unsere Lehrer. Wir interessierten uns nicht für die große Politik, wir kannten nur die bescheidenen Verhältnisse, in denen wir nun mal lebten, wir freuten uns über die kleinen Dinge, die wir hatten und mit denen wir spielten. Ein Holzbaukasten mit großen Klötzen zum Bauen und ein Holzkipper reichten uns, um glücklich zu sein. Wenn es dann doch mal Apfelsinen oder andere Früchte gab, war das schön, aber Luftsprünge machten wir deswegen keine.

Später als Jugendliche spürten wir natürlich die Einschränkungen, aber allem zum Trotz spielte ich in verschiedenen Bands, bei denen wir die aktuellen Hits der Rolling Stones oder der Beatles, Songs von Bob Dylan oder Jimi Hendrix spielten, auch wenn wir Listen anfertigen mussten, die ein Verhältnis von 60 Prozent Ost- und 40 Prozent Westsongs enthalten mussten. Wer hielt sich schon daran? Wir trafen uns in Jugendclubs, hörten Musik der Charts, aber auch Jazz und Blues, tranken Mixgetränke oder Bier, rauchten, lachten.

Klar waren da immer die Grenzen, die uns eine freiere Entfaltung verwehrten. Als Skifahrer durften wir nur in die benachbarte Tschechoslowakei fahren, um dort Wettkämpfe zu absolvieren. Gerne hätten wir unser Können mit anderen Nationen verglichen. Klar hätten wir gerne Konzerte unserer Idole besucht und mussten uns mit zugegebenermaßen auch sehr guten Ostrockbands wie Karat, Silly, Stern Meißen und anderen begnügen, aber auch bei diesen Konzerten herrschte gute Atmosphäre und Freude. Ende der Achtziger gings bescheiden mit Auftritten von Künstlern wie Joe Cocker in Dresden oder Bob Dylan und Bruce Springsteen in Berlin los. Spätestens da wurde uns klar, was wir bisher verpasst hatten.

Fünfunddreißig Jahre liegen jetzt zwischen dem Aufbruch und heute. Fünfunddreißig Jahre lagen bis zum Aufbruch vor mir. Was sich alles in diesen und in jenen Jahren abgespielt hat, sollen diese von mir aufgezeichneten

Episoden bildhaft machen. Es war ein langer Weg mit vielen Irrtümern, vielen erfolgreichen Abschnitten, vielem Schmerz, viel Spaß und Trauer.

Kapitel 1 – My Home Town

Neulich stieß ich auf der Suche nach interessanten Sendungen bei Netflix auf die Dokumentation „Bruce Springsteen on Broadway“, einer Mischung aus Biografie und Konzert. Der „Boss“ alleine auf einer kleinen Bühne mit seiner Gitarre und einem Flügel. Dort erzählt er Episoden und verbindet sie mit entsprechenden Songs seines unerschöpflichen Repertoires und das alles in einer Atmosphäre, die einen gebannt am Bildschirm fesselt. Das Licht gedimmt, nur wenige Spots auf ihn gerichtet, fällt es leicht, sich nur auf ihn und seine Stimme zu konzentrieren.

Er versteht es, die Geschichten so lebendig zu gestalten, dass es einfach ist, die Untertitel und die Originalstimme miteinander zu verbinden. Im Laufe der Sendung merkt man kaum noch, in welcher Weise man den Text tatsächlich aufnimmt.

Eine Episode musste ich mir mehrfach anschauen und anhören, weil sie mich tief bewegte und Erinnerungen wach werden ließen. Es ging dabei um seinen Vater und wie er sich an Dinge erinnerte, die in seiner Kindheit eine große Rolle spielten und ihn beeinflussten.

Er beschreibt seinen Vater als Arbeiter, der schon in vielen Jobs gearbeitet hatte und gerne am Ende einer harten Woche in seine Stammkneipe ging, um mit seinen Kumpels zu trinken, um so die schwere Arbeit zu vergessen.

„Für ein Kind stellten die Bars „...unheimliche mysteriöse Festungen dar.“

„... Wenn man eine Bar betrat, war man im Königreich der Männer!“ „...Und sie (seine Mom) sagte zu mir: - Geh rein und hol deinen Dad“ – „...Es war aufregend, weil mir meine Mutter...die Erlaubnis gab, die Bar zu betreten...Das war aufregend, aber auch beängstigend...betrat ich gleichzeitig den Ort, der meinem Vater vorbehalten und für ihn

heilig war...Ich war ein Dreikäsehoch, ein Zwerg, der das Land der Riesen betrat.“ (*1)

Diese Worte erinnerten mich unweigerlich an meine eigene Kindheit und Erlebnisse, die ich mit meinem Vater verband.

Mein Vater Alfred war wie viele andere nach dem Krieg aufgerufen, fehlende Pädagogen zu ersetzen, um Schulen wieder zu öffnen. Man nannte sie Neulehrer, das waren ehemalige Arbeiter oder Angestellte, die sich in einer begrenzten Zeit umschulen ließen und so in verschiedenen Fachrichtungen anfingen zu unterrichten. Oft erzählte er mir später, dass er in seinen Vorbereitungen gerade mal eine Stunde den Schülern voraus war. Er war beharrlich und bald ein anerkannter Lehrer, der in unserer kleinen Stadt Buchholz in wenigen Jahren so bekannt wie der berühmte „bunte Hund“ war.

Noch heute kommt es bei gelegentlichen Besuchen bei einem meiner damaligen Schulfreunde vor, dass ich mich seinen Bekannten vorstelle, ich ihnen erkläre, dass ich bis zu meinem 18. Lebensjahr hier gewohnt und gelebt habe. Dabei schütteln alle den Kopf, sie würden mich nicht kennen. Wenn ich aber erwähne, der Sohn vom Lehrer Mentzel zu sein, kommt ein allgemeines Aha auf und alle wissen mich einzuordnen.

Unterrichtet wurde damals auch samstags, nicht allzu viele Stunden, meist so um die vier, aber immer waren Schüler und Lehrer natürlich auch samstags unterwegs.

Was die Lehrer anbetraf, so lief es nicht anders als bei den Vätern, über die Bruce Springsteen erzählt. Man ging nach getaner Arbeit noch nicht nach Hause, sondern traf sich zum gemeinsamen Umtrunk in einer kleinen Kneipe in der Nähe der Schule. Natürlich war dort nicht das gesamte Kollegium versammelt, es war der „harte Kern“, alles Neulehrer, die man getrost als dicke Kumpels bezeichnen durfte.

Die kleine Kneipe hieß „Alma“, wahrscheinlich war das nur der Name der Wirtin, eine sehr dünne Dame mittleren Alters, die schon um 11.00 Uhr ihre Kneipe öffnete und der erwarteten Stammgäste harrte. Die Lage war günstig, ein paar Schritte vom Haupteingang der Schule entfernt, gleich gegenüber der Turnhalle und der Ruine der Kirche.

Ich war gerade 6 Jahre alt, als mal wieder das zubereitete Essen drohte, kalt zu werden. Mutter wollte den Herd nicht ohne Aufsicht lassen, also bat sie mich, in die Kneipe hochzulaufen und meinen Vater zu holen. Auch ich hatte wie Bruce S. das Gefühl, einen Schritt ins Erwachsenenleben zu machen – ich sollte in die Stammkneipe meines Vaters gehen!

Also zog ich los, zögerte aber noch eine geraume Weile vor der Kneipentür. Es war laut da drin, es musste ziemlich voll sein. Dann nahm ich allen Mut zusammen, drückte die Türklinke herunter und betrat den Gastraum. Ich sah erst mal gar nichts vor lauter Zigarettenqualm, es roch nach allem Möglichen, Zigaretten, Zigarren, Schweiß, verschüttetem Bier und Schnaps. An den alten klapprigen Tischen saßen „die, die immer hier sitzen“. So stand es auf dem Schild des Stammtisches in der Mitte des Gastraums. Der Raum bot vielleicht 20 Leuten Platz, alle waren sichtlich gut drauf und unterhielten sich lautstark über die Tische hinweg. Meinen Vater erkannte ich dann an der kleinen Bar sitzend, seine Kollegen und Kumpels Wolfgang Flohrer und Ludwig Krämer an seiner Seite. Die beiden waren meine Patenonkel und sehr oft mit meinem Vater unterwegs.

Es wurde ein wenig ruhiger in der Kneipe...“Was will der Kleine hier?“...bis es dann wieder auf volle Lautstärke anschwoll.

Es dauerte eine Weile, bis mich Vater registrierte und mich fragte, was ich wohl hier in seiner Kneipe wollte. Ich sagte zu ihm: „Mutti schickt mich. Du sollst nach Hause kommen, das Essen ist fertig und sie wartet.“ Er meinte nur:

„Setz dich hier hin, ich bestelle dir eine Limo. Wenn du die ausgetrunken hast, gehe ich mit dir nach Hause.“

Ich setzte mich also auf einen der freien Stühle und sah mich in der Kneipe um. Alma brachte mir die große Limo und Vater bestellte für sich und seine Freunde noch eine Runde Bier mit einem „Kurzen“ dazu. Es dauerte noch eine geschlagene Stunde und eine weitere Limo, bis er sich zum Gehen entschloss. Es war bestimmt schon so gegen zwei Uhr am frühen Nachmittag, als sich auch Wolfgang und Ludwig aufrafften zu gehen. Allen drei war die starke Gesichtsrötung im Gesicht anzusehen.

Vor der Tür gab es noch eine große Verabschiedung, die auch noch eine Weile dauerte, dann endlich konnte ich mit Vater die steile Neugasse zu unserer Wohnung hinunterlaufen.

Wir wohnten in einem alten Mietshaus, das seine beste Zeit schon lange hinter sich hatte. Es war in den 1920ern ein Hotel, man kann noch heute die Schrift lesen: „Hotel Deutsches Haus“. Man konnte im Treppenhaus die Ringe auf den Stufen sehen, an denen vor langer Zeit Teppiche befestigt waren. Die Vorräume zu den Wohnungen waren riesig. Wir wohnten in der 4. Etage und der Weg da hoch war in dem Zustand, in dem sich mein Vater momentan befand, ziemlich anstrengend.

Der Empfang an der Wohnungstür war wie von mir, aber sicher auch von meinem Vater erwartet, dem Zustand entsprechend frostig. Meine Mutter legte los, wie ich es sehr selten erlebt hatte. Es ergoss sich ein Schwall von Beschimpfungen über ihren Ehemann, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Vater wurde ganz kleinlaut, entschuldigte sich, musste aber sein Essen nun selbst aufwärmen. Ich bekam meinen Teller selbstverständlich hingestellt, aber die Stimmung war auch mir gegenüber nicht sehr freundlich, hatte ich doch meine Aufgabe nicht zu ihrer Zufriedenheit erledigt. In den Folgejahren kam es immer mal wieder zu ähnlichen

Vorfällen, ab und an holte ich Vater wie schon damals von „Alma“ ab, auch als ich selbst schon die Schule besuchte, an der mein Vater unterrichtete.

Das „Land der Riesen“, wie es B.S. beschrieb, verlor für mich so allmählich seinen Schrecken und ich fand es nicht mehr so mysteriös wie beim ersten Mal. Ein paar Jahre später sollte die kleine Kneipe durchaus auch zur Stammkneipe der älteren Schüler und für mich werden. Natürlich passten wir den Zeitpunkt unserer Besuche so ab, dass wir nicht mit unseren Lehrern zusammentrafen, meistens war das in der Woche, wo die Lehrer nicht da waren. Alma schwieg wie ein Grab über unsere Besuche, wir zollten ihr dafür großen Respekt. Der Samstag blieb ihnen weiterhin heilig, da blieben sie unter sich.

Die ersten 18 Jahre meines Lebens verbrachte ich in Buchholz, dem kleineren Stadtteil von Annaberg-Buchholz. Die beiden Städte Annaberg und Buchholz wurden 1945 auf Weisung des sowjetischen Stadtkommandanten zu einer Kreisstadt vereinigt. (*2) Buchholz hat einen gar eigenartigen terrassenförmigen Aufbau in mehreren Ebenen. Die untere Ebene in Höhe Talstraße, die beiden mittleren Ebenen in Höhe des Rathauses und der jetzigen Karlsbader Straße und die oberen Ebenen, die die Berg- und die Teichstraße ausmachen. Es geht aber noch höher hinaus bis hin zum Sportplatz an der Alten Schlettauer Straße. Dazwischen liegen teils extrem steile Verbindungsstraßen. So steil, dass die Häuser, die direkt an den Verbindungsstraßen stehen, im unteren Teil mindestens ein Stockwerk mehr haben.

Von der unteren bis zur oberen Ebene, dem Sportplatz, liegen gute 150 Höhenmeter. Diese Steilheit machten wir Kinder uns vor allem im Winter zu Nutze. Die Straßen waren in meinen Kinderjahren fast immer gut zugeschneit. Gestreut wurde, wenn überhaupt, mit Asche auf den

Gehwegen. Das bedeutete, wir konnten die steilen Gassen für unsere Rodelabenteuer nutzen. Wir banden in Höhe des Sportplatzes mehrere Schlitten zu einem „Bob“ zusammen und los ging die wilde Fahrt hinunter bis zur Talstraße, teils wurde der wilde Verband der Schlitten in scharfen Kurven auseinandergerissen, dann ging es eben in mehreren kleinen Formationen weiter, direkt über die Hauptstraße hinweg (da hatten wir einen Posten aufgestellt) bis hinunter zur Sparkasse. Erst dort fand das wilde Rennen ein Ende. Ein Gaudi ohne Gleichen!

Überhaupt war die kleine Stadt Buchholz ein sehr kinderreiches Örtchen mit immerhin zwei Mittelschulen, die beide gut besucht waren. Auf der Karlsbader Straße, die damals Straße der Befreiung hieß, fand das gemeinschaftliche Leben statt, es war das kommunikative Zentrum der Stadt.

Es gab viele Geschäfte: Bäcker, Drogerie, Molkerei, das Bekleidungshaus Höbler, das Eisenwarengeschäft Möckel, Apotheke, einen Schreibwarenladen, ein Imbiss, den Fischladen, die Konditorei Nestler, Fleischer und natürlich einen „Konsum“ und eine „HO“, den Vorläufern der Supermärkte. Über der Einkaufsstraße thronte die Ruine der Katharinenkirche. Sie war einem Fehlangriff der Alliierten Fliegerstaffeln am 14. Februar 1945 zum Opfer gefallen. Den ganzen Tag lang sah man Leute, die einkaufen gingen, man unterhielt sich, saß auf den Bänken des kleinen Parks, dazwischen tummelten sich kleine Kinder, später spuckten die beiden Schulen ihren Schulkinder aus; es war Leben in der Stadt!

Vor einigen Wochen war ich nach langer Zeit mal wieder in meiner Heimatstadt. Der Grund war eine Klassenfeier der drei parallelen Klassen der Gelben Schule. Ich nutzte die Gelegenheit zu einem Bummel durch die Altstadt von Buchholz. Matthias R., einer meiner Klassenkameraden später an

der EOS, begleitete mich, um mir die Veränderungen zu erklären. Ich war geschockt. Aus der ehemals pulsierenden Haupt- und Ladenstraße war eine leblose, triste Gegend geworden. Es gab zwar noch einige der ehemaligen Geschäfte, aber man sah kaum einen Menschen, den es hier nach draußen zog.

Umso weiter man in den äußeren Bereich gelangte, wurde es noch schlimmer. Jedes dritte Haus, manchmal gar ganze Straßenzüge, waren mittlerweile unbewohnt und gammelten vor sich hin. Zwei der beliebtesten Kneipen, die „Dumme Sau“ und „Lucie“ waren geschlossen – und das nicht erst seit Monaten. Baulücken waren entstanden, wo vormals lebendiges Wohnen vorherrschte. Auch ein Blick in die höher gelegenen Stadtteile und eine Autofahrt über etwas abgelegene Straßen bestätigten meine Eindrücke. Kaputte Straßen, leere Häuser, wenige restaurierte Bauten.

Das Kino und Kulturhaus „Marx“ weggerissen, einst der Treffpunkt der Jugend von Buchholz. Den Anblick meines elterlichen Wohnhauses kann man nur als erbärmlich bezeichnen. Das Dach kaputt, die Fassade ein Witz, der Garten und das Waschhaus zugewuchert wie einst das Schloss des Dornröschens.

Die Arbeitsplatzverluste infolge der Einstellung des Bergbaus, der Wegzug vieler Menschen in die Neubaugebiete von Annaberg oder in andere Städte, Schließungen der großen Betriebe wie Plasticard oder der Posamentenwerke führten dazu, dass Buchholz nur noch halb so viele Einwohner hat wie zu meiner Kinderzeit. Neue Bauten entstanden nur noch in den Höhenlagen der Stadt. Dort in den Siedlungen baute man immer höher hinaus auf ehemals grünen Wiesen. Das Buchholz meiner Kindheit gibt es nicht mehr. Ein weiterer Grund, sich mit dem Leben von damals zu beschäftigen.

Die Schule, in der mein Vater unterrichtete und ich acht Jahre zur Schule ging, hieß Pestalozzi Oberschule, wurde aber von allen Einwohnern wegen der Farbe die „Gelbe Schule“ genannt. Unweit gab es noch die Fröbel Oberschule, die als „Grüne Schule“ bezeichnet wurde. Dort ging meine Schwester zur Schule, zumindest bis sie ab der achten Klasse nach Klingenthal an die Kinder- und Jugendsportschule „delegiert“ wurde.

Die Gelbe Schule wurde von den Bewohnern bevorzugt, dort gab es auch mehr Schüler. Einen großen Vorteil stellte die Sporthalle dar, die gleich unterhalb der Schule stand. Dazwischen befand sich der Pausenhof. Das war nicht immer ein Ort der Erholung. Es gab Streit zwischen den Schülern der oberen und den unteren Klassen, es gab durchaus auch Gewalttätigkeiten. So wurden Holzkatapulte so genial umgebaut, dass sie in der Lage waren, über mehrere Meter hinweg nach einiger Übung ungeliebte Schüler zielgenau mit Metallkrampen zu attackieren.

In dem kleinen Viertel unterhalb der Schule, praktisch im Zentrum von Buchholz, wohnten wir. Es gab jede Menge Kinder von den kleinsten bis zu den Jugendlichen ringsherum, nie wurde es einem langweilig, wenn man aus dem Hause ging. Man verabredete sich und schon plante man Abenteuer und tobte auf den Straßen, bis es finster wurde. Alleine in unserer Mietskaserne gab es sechs Kinder, in der unteren Etage wohnte Familie Bergner.

Sie hatten parterre eine kleine Kartonagenfabrik. Werner war vier Jahre älter als ich, aber unabhängig davon hatten wir in den Folgejahren jede Menge Spaß zusammen. Gegenüber wohnte Familie Küchler mit drei Mädchen, die ältere hieß Bärbel und die Zwillingsschwestern Ute und Karin. Sie gingen in die andere Schule, sodass sich der Kontakt mit ihnen in Grenzen hielt. Dann gab es eine Etage darüber noch Steffen, ein von seinen Eltern stark eingeschränktes und oft krankes Kind, das man fast nie mit anderen zusammen sah.

Erst später öffnete er sich mir gegenüber und wurde ein recht guter Freund.

Auch im Umfeld waren Kinder, mit denen ich befreundet war, im Nachbarhaus wohnte die Familie Kempe, sie hatten sieben Kinder, die sehr streng und autoritär erzogen wurden. Volkmar ging in meine Klasse und wenn es ihm erlaubt wurde, waren wir unterwegs am Waldschlösschen oder im Buchholzer Freibad. Manchmal vergaßen wir die Zeit, dann wurde es ungemütlich für ihn, ich ging zur Sicherheit mit hoch zur Wohnung und musste in der Folge erleben, wie Vater Kempe seinen Sohn brutal verdrosch. Ich erzählte es Vater, aber er wusste schon davon, ein älterer Bruder von Volkmar hatte es in der Schule erzählt.

Unsere Wohnung lag in der oberen Etage. Nachdem man die vielen Stufen erklimmen hatte und einigermaßen außer Puste war, stand man vor einem riesigen Vorraum, von dem drei Türen abgingen. Rechts wohnte Familie Fiedler, ein Berufsschullehrer mit seiner Frau, die beiden hatten keine Kinder. In der Mitte war der Eingang zu Frau Knöfel, eine sehr dünne und kleine ältere Frau. Ich empfand sie aus meinen Kinderaugen unwahrscheinlich alt. Sie hatte ihren Mann im Krieg verloren und war sehr verschlossen. Manchmal halfen wir ihr bei schweren Arbeiten wie Holz spalten oder wir schleppten Kohlen für sie hoch. Erst später, als ich 17,18 Jahre alt war, hatte ich intensive Gespräche mit ihr über die Zeit vor und während des Krieges.

Links standen mehrere große Schränke, in denen alles Mögliche verstaut war, was nicht in die Wohnung passte, einer von Frau Knöfel, die anderen von uns. Links davon ging eine hölzerne Treppe zum Boden hinauf. Auf der Zwischenetage befanden sich die Toiletten von uns und der alten Dame, Plumpsklos mit riesigem Fallrohr. Diesen Raum

nutzte mein Vater auch als Werkstatt für seine Drechselarbeiten.

Ging man durch die verglaste Wohnungstür, stand man in einem ziemlich langen Flur, der mit Schränken und Regalen hinter Vorhängen mit Krimskrams vollgestellt war. Links ging eine Tür zur „guten Stube“. Diese wurde sehr selten genutzt, eigentlich nur, wenn eine Feier anstand, zu Weihnachten oder wenn Besuch kam. Darin stand ganz links ein großer, alter Schreibtisch, in dem sich die Schätze meines Vaters befanden. Es handelte sich dabei um verschiedene Gesteinsarten, die er im Laufe seiner Ausbildung zum Geografielehrer gesammelt hatte. Rechts vor der Verbindungstür zum Schlafzimmer stand ein Sofa, darüber ein gemaltes Bild mit einer Fantasielandschaft, davor ein Ausziehtisch mit ein paar Stühlen.

Den hinteren Bereich füllte eine Schrankwand, die die Eltern von einem Tischler fertigen ließen. In der Weihnachtszeit baute mein Vater die Modelleisenbahn vor den beiden Fenstern auf. Wir saßen stundenlang davor und ließen die Züge an kleinen Häuschen, die er selbst gebaut hatte, an Bäumen und Feldern vorbeifahren. Dieses Zimmer war das einzige, was tapeziert war, alle anderen Räume waren glatt weiß gestrichen.

Rechts im Flur war die Tür zum Kinderzimmer, das mir erst nach Auszug meiner älteren Schwester Maritta zur Verfügung stehen sollte. Bis dahin stand mein Bett im elterlichen Schlafzimmer. Maritta ging mit 14 Jahren zur Kinder- und Jugendsportschule nach Klingenthal. Endlich konnte ich mich mit meinem Spielzeug so richtig ausdehnen! Das Zimmer war wie ein Schlauch, gerade mal 1,80 m breit und so an die 3,50 m lang. Egal, ich hatte endlich mein Reich für mich, außer meine Schwester kam an den Wochenenden nach Hause, aber das konnte ich verkraften.

Das eigentliche Zentrum der Wohnung befand sich geradeaus, die Küche. Es war der größte Raum der Wohnung,

zum Fenster zu allerdings mit einer Dachschräge. Es war das einzige Zimmer, was regelmäßig geheizt wurde, dort stand das Waschbecken, hier wurde gekocht, gegessen, freitags in einer Zinkbadewanne gebadet (natürlich alle in einer Wasserfüllung – ich war immer der Letzte!), auf einer Couch ausgeruht, Schularbeiten korrigiert, gebügelt. Also alles, was das Leben ausmachte, es fand in der Küche statt. Im hinteren Bereich unter der Schräge stand ein Tisch, der für alles herhielt, zum Essen, zum Spielen, Malen, Korrigieren, Hausaufgaben machen, Schreiben. Links davon, in einer ziemlich dunklen Ecke, stand er, der „Huwiedenstuhl“. Auf der Sitzfläche lagen und über die Lehne hingen alle Klamotten, die jeder so über die Tage anhatte oder wieder anziehen wollte. Jeder Versuch meiner Mutter, diesen Stuhl zu beräumen, wurde von uns torpediert, spätestens einen Tag nach der Beräumung war er wieder da, der „Huwiedenstuhl“!

Von der Küche aus ging eine Tür zur elterlichen Schlafstube, die aber auch als Lager für Wäsche und Lebensmittel diente. In der Ecke des Schlafzimmers thronte in einer Ecke hochkant die Badewanne. In der Dämmerung verwandelte sich dieses Monstrum in einen Sarg, zumindest in meiner Fantasie. Gruselig!

Das Verrückteste an diesem Haus waren die Nebengesetze, allem voran der Keller. Wie alle Häuser an den vertikalen Verbindungsstraßen zu den horizontalen Ebenen hatte es zum Tal eine Etage mehr als bergseits. Der Keller ging diese Neigung mit, hieß, er fiel talwärts ab, als ginge man einen Berg hinab. Unser Keller befand sich natürlich ganz unten, es war der letzte Verschlag, den die Windungen des Kellergangs hergaben. Dort lagerten die Kohlen, aber auch die Kartoffeln und ein paar Gläser mit Eingewecktem.

Die Kohlen mussten erst mal dorthin getragen werden, das war der jährliche Höhepunkt an Hausarbeit. Der Lastwagen kippte die sechzig Zentner oder mehr lose Briketts oben an der Hauptstraße ab. Von dort mussten sie in